Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 30 (1968)

Artikel: Kleine Medizinalgeschichte Berns
Autor: Nussbaum, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-244931

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE MEDIZINALGESCHICHTE BERNS

EINE ÜBERSICHT

Von Dr. med. Walter Nussbaum *

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 56
Das Mittelalter 56
Grundsätzliches — Die Stadtärzte — Die Wundärzte — Das Spitalwesen — Die Pestzüge

Die Reformation, das 16. und 17. Jahrhundert 60
Die Spitäler — Die Stadtärzte — Die Wundärzte — Der medizinische Unterricht — Das Apothekenwesen — Ein Kuriosum

Das 18. Jahrhundert 63
Die Spitalneubauten — Albrecht von Haller — Micheli Schüppach — Johann Georg Zimmermann — Johann Friedrich von Herrenschwand — Eine anatomische Tragikomödie

Das 19. und 20. Jahrhundert 66
Die Fortschritte der Medizin im 19. Jahrhundert — Das medizinische Institut 1797—1805 — Die medizinische Fakultät der bernischen Akademie 1805—1834 — Die medizinische Fakultät der Universität seit 1834 — Der neue Ärztestand — Die Kurpfuscherei — Das Irrenwesen — Geburtshilfe und Frauenheilkunde — Die Pharmazie — Die Zahnmedizin — Die Militärmedizin — Die Seuchen und das Impfwesen im 19. Jahrhundert — Die Tuberkulosebekämpfung — Die Stadt- und Landspitäler — Die Sanitätsordnungen — Der Ärztestand und das Krankenkassen- und Versicherungswesen

Literaturhinweise 83

* Nach einem Vortrag, gehalten im Historischen Verein des Kantons Bern am 29. Oktober 1965.

Die vorliegende kleine Studie orientiert in knapper Form über die hauptsächlichsten Ereignisse in der Geschichte des bernischen Gesundheitswesens. Sie stützt sich auf die einschlägige Literatur und verzichtet bewußt auf wissenschaftliches Beiwerk. Als allgemeinverständliche Darstellung wendet sie sich an ein breites Leserpublikum, bei dem sie das Interesse an der nicht zu unterschätzenden Rolle und Bedeutung Berns in der Geschichte der Heilkunde wecken will. *ham*

EINLEITUNG

Die Medizin ist keine Geisteswissenschaft wie die Philosophie, die schwerelos irgendwo im luftleeren Raum schweben kann, sondern eine ganz eigentümliche Mischung von Naturwissenschaft, Psychologie und Handwerk. Infolgedessen bedarf sie der *Forscher- und Lehrerpersönlichkeiten* zur Entwicklung und Übermittlung, dann der *festen Einrichtungen* in Form von Spitälern und Instituten. Im weitern muß die medizinische Tätigkeit vom Berufsstand der *praktizierenden Ärzte* ausgeübt und zum Wohle der kranken Menschen angewandt werden. Zuletzt bedarf es noch der *gesetzlichen Ordnung und Aufsicht* von seiten des Staates — ein Punkt, der zu jeder Zeit seine Bedeutung hatte und im heutigen Zeitalter des Wohlfahrtsstaates ganz besonders aktuell geworden ist. Wir werden uns somit in der Folge abwechslungsweise mit den Spitälern und Lehreinrichtungen, den führenden Persönlichkeiten, der Ärzteschaft und der staatlichen Organisation zu befassen haben.

Als Zwischenbemerkung sei erwähnt, daß die Medizin noch untergründige und dunkle Eigenschaften aufweist: Da ihr in den unheilbaren Krankheiten und im Tod natürliche Grenzen gesetzt sind, liegt es in ihrem Wesen, immer wieder zu enttäuschen. Diese Tatsache rief zu allen Zeiten nach übernatürlichen, *magischen Heilmethoden.* Es ist bedeutsam, daß im Beginn der deutschen Literaturgeschichte ein Merseburger Zauberspruch steht, der die magische Heilung eines Beinbruches bezweckt und in die Beschwörung ausklingt:

> «Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern,
> als ob sie geleimt seien!»

Magie spielt in der Medizin immer mit, auf welcher Stufe sie auch stehen mag. Sprüche sind wichtige Heilfaktoren, und den Glauben an magische Kräfte wird auch die wissenschaftlichste Medizin nicht überwinden können.

DAS MITTELALTER

Grundsätzliches

Beginnen wir mit dem bernischen Medizinalwesen des Mittelalters. Hier müssen gleich drei Besonderheiten dieser Epoche hervorgehoben werden, die zum Teil bis ins 19. Jahrhundert, zum Teil noch bis heute ihre Geltung haben:

Einmal haben wir uns den für uns heutige Menschen unfaßbaren weitgehenden Stillstand des wissenschaftlichen Denkens im nichtarabischen Abendland zu vergegenwärtigen, der mit Einbruch der Völkerwanderung anfing und bis in die Renaissance dauerte. Während der 1000 Jahre Mittelalter gab es keine nennenswerten Fortschritte. Viele Erkenntnisse der Antike sind verlorengegangen, und in

manchen Sparten bestanden hartnäckige Vorurteile, mit denen sich die Forschung bis ins 19. Jahrhundert abzuplagen hatte.

Das zweite Charakteristikum mittelalterlicher Medizin ist die uns heute ebenso unverständliche Teilung und Unvereinbarkeit der medizinischen Berufe. Der eigentliche Mediziner, der studierte Arzt, befaßte sich ausschließlich mit inneren Krankheiten, bei deren Behandlung er außer der allgemein beliebten Harnschau fast nur auf Spekulationen angewiesen war. Chirurgische Verrichtungen wie Verbandwechsel, Handhaben des Amputationsmessers und des Brenneisens war dem handwerklichen Beruf der Wundärzte, Bader und Schärer, Chirurgen und Operatoren vorbehalten. Ihre Tätigkeit war mit der Standeswürde eines studierten Arztes völlig unvereinbar. Diese äußerst unglückliche Zweiteilung half den Mangel an wissenschaftlichem Denken in der Medizin erst noch verschärfen. Schließlich lag das Gebiet der Geburtshilfe völlig im argen und blieb ausschließlich den Händen der Wundärzte und Hebammen überlassen.

Die dritte Besonderheit des christlichen Zeitalters besteht in der schon im Mittelalter stark ausgeprägten Opferfreudigkeit der Gesellschaft zugunsten karitativer Anstalten. In Bern war dieses Verantwortungsgefühl für den leidenden Mitmenschen von Anbeginn vorhanden. Entstanden aus dem Glauben an die guten Werke, hat dieser Geist der Humanität bis in unsere Zeit angehalten, und er beeinflußte die ganze Geschichte des bernischen Spitalwesens.

Die Stadtärzte

In Bern gab es schon im 13. Jahrhundert die Institution der Stadtärzte. Sie sind seit 1260 zum Teil namentlich bekannt, doch weiß man recht wenig über ihre medizinischen Leistungen. Oft versahen sie gleichzeitig das Amt eines Schulmeisters und scheinen als vielseitig gebildete Männer der Stadt gedient zu haben. Wir beneiden heute unsere mittelalterlichen Kollegen vor allem darum, daß sie damals steuerfrei waren!

Die Wundärzte

Zu welcher Zeit in Bern erstmals Wundärzte angestellt worden sind, hat sich bisher nicht ermitteln lassen. Seit 1375 finden sich immer wieder Eintragungen in den Stadtrechnungen, zum Teil regelmäßige Zahlungen, was auf die Anstellung festbesoldeter Wundärzte hinweist. Daneben sind für besondere Fälle auch andere Schärer herangezogen worden. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Wundärzte alle ärztlichen Verrichtungen am Kranken vorzunehmen hatten. Es gab somit Wundärzte auch für die Aussätzigen, die Pestkranken, die Hautkranken usw. Im Jahre 1502 schlossen sich die Wundärzte zu einer «Fryung», einem Berufsverband, zusammen, der unter dem späteren Namen «Chirurgische Sozietät» bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts bestehen sollte.

Das Spitalwesen

Für uns noch heute von besonderer Bedeutung sind die im Mittelalter entstandenen bernischen *Krankenanstalten,* die in modifizierter Form zum Teil jetzt noch bestehen. Seien wir uns aber bewußt, daß wir unter dem Namen Spital weniger eine Behandlungs- und Pflegestation als eine Pfrund- und Verpflegungsanstalt zu verstehen haben. Auch wird immer wieder festgehalten, daß diese Spitäler grundsätzlich für *arme* Kranke bestimmt waren. Nur Arme mußten das Hospital aufsuchen — wohlhabende Bürger wurden im Krankheitsfall zu Hause gepflegt. Im weiteren müssen wir berücksichtigen, daß diese Spitäler juristische Personen darstellten mit eigenen Rechten, eigenem Vermögen und mit einem durch ihre Stifter und Gönner festgelegten Aufgabenkreis. Diese Eigenschaften sicherten durch Jahrhunderte hindurch den Bestand dieser Einrichtungen, sollten sich aber, wie wir später sehen werden, gelegentlich auch etwas hemmend auswirken. Mit Spitälern war die mittelalterliche Stadt Bern für unsere Begriffe mehr als reichlich versehen.

Die wichtigsten Institutionen waren:

das Niedere Spital
das Seilerin-Spital
das Spital zum Heiligen Geist
die Elendenherberge oder St.-Jakobs-Spital
das Siechenhaus
das Blatternhaus
das Antönierhaus

Das *Niedere Spital,* eine städtische Gründung um 1307, war zuerst unten an der Gerechtigkeitsgasse sonnseits gelegen und wurde anscheinend wegen Platzmangel im Jahre 1328 ins Areal jenseits der Untertorbrücke verlegt. Obschon eine weltliche Einrichtung, trug es stark geistliches Gepräge: Die Krankensäle waren wenigstens teilweise als Kulträume mit Altären ausgerüstet, wie wir dies noch vom berühmten Hôtel-Dieu in Beaune kennen. Der Pfarrer war wichtiger als der Arzt; bis sieben Priester besorgten die geistliche Betreuung, und Schwestern des dritten Ordens, unter anderem «die Schwestern vor der Brügg», versahen den Krankendienst. Auf ihr Haus ist wohl der heutige Ausdruck «Klösterlistutz» zu beziehen. Wir verfügen über keine Ansicht oder baulichen Überreste des Spitals, müssen uns aber einen Komplex von einzelnen Häusern in einem Hof vorstellen. Das von der Stadt verwaltete Niedere Spital erfreute sich großer Beliebtheit. Private und Gemeinschaften kauften sich Pfründen und einzelne Betten, und die Institution wurde mit vielen Vergabungen an Liegenschaften, Wäldern, Bodenzinsen, Zehnten und andern Gefällen bedacht.

Das *Seilerin-Spital* wurde bekanntlich durch Testament vom 29. November 1354 von Anna Seiler, Tochter des Ratsherrn Peter Ab Berg, damals der reichsten Ber-

nerin, gestiftet. Ihr verstorbener Ehemann, Heinrich Seiler, war seinerzeit Spitalmeister des Niederen Spitals gewesen, so daß die Stifterin mit Spitalfragen vertraut und vom Bedürfnis einer Neugründung überzeugt gewesen sein dürfte. Ihr Spital stand an der jetzigen Zeughausgasse, etwa an der Stelle des Volkshauses und war ursprünglich für 13 arme Kranke und 3 Pflegerinnen bestimmt. Dieses Spital war ein vollständig weltliches und erhielt ebenfalls eine große Zahl von Zuwendungen. Speziell hervorzuheben ist die Vergabung der Frau Anna von Velschen, Witwe des Schultheißen Petermann von Krauchtal, aus dem Jahre 1456. Neben andern Gütern überließ sie dem Seilerin-Spital nämlich ihre Matte, «gelegen obenaus vor der Stadt Bern neben dem Weg bei dem äußeren Kreuz» — also die sogenannte Kreuz-Matte —, den heutigen Standort des Inselspitals.

Das *Spital zum Heiligen Geist* war im Gegensatz zu den beiden vorher erwähnten eine geistliche Gründung der Hospitalbrüder zum Heiligen Geist, wahrscheinlich aus dem Jahre 1233. Es lag im Raume der jetzigen Heiliggeistkirche und lieferte — was pro memoria erwähnt sei — den Namen für die heutige «Spitalgasse». Die Spitalbrüder versahen ihren Krankendienst bald nur ungenügend, so daß die Stadt schon im Jahre 1328 zum Rechten sehen mußte. Sie übernahm die Verwaltung des Spitals und betrieb es, wie das Niedere Spital, als städtische Anstalt.

Der Name *Elendenherberge* bedeutet ein Gasthaus für arme, wandernde Leute; da aber solche oft in kläglichem und krankem Zustande ankamen, stellte sie eine Art Spital und Absonderungshaus dar. Die Herberge wurde oft von Pilgern, die nach Santiago de Compostela zogen, benützt, daher der Name St.-Jakobs-Spital. Es ist nicht nachzuweisen, wo sich die Elendenherberge in Bern befand und wann sie entstand. Die älteste Abrechnung stammt aus dem Jahre 1394. Die Aufgabe wurde später vom Großen Spital im Predigerareal und dann vom Burgerspital übernommen. Dasselbe übt die uralte Betreuung Reisender noch heute aus. Infolge Abbruch von Nebengebäuden im Zuge des Bahnhofumbaues war es um 1960 von dieser Aufgabe vorübergehend entbunden.

Das *Siechenhaus* stellte das Absonderungsspital außerhalb der Mauer der Stadt dar und diente als Daueraufenthalt insbesondere der Leprakranken, war doch der Aussatz mit den Kreuzzügen als schweres Volksleiden nach Europa gebracht worden. Das erste Siechenhaus — gehörig mit Priestern und eigener Kirche ausgerüstet — lag oberhalb des Niederen Spitales am Haspelgäßchen und wird erstmals 1284 erwähnt. Später, 1499, wurde es weiter von der Stadt entfernt und an den Schermenwald ins Kirchspiel Bolligen verlegt.

Im Jahre 1498 mußte ein neues Absonderungshaus für die Opfer der Syphilis erstellt werden, die nach 1494 aus Amerika über Frankreich und Italien eingeschleppt worden war. Unter dem Namen *Blatternhaus* stand es vorerst unter den Sandflühen im Altenberg, mußte aber 1601 wegen allzu großer Nähe der Stadt mit dem Siechenhaus auf dem Breitfeld vereinigt werden, wobei die dortige Anstalt den Namen «*Äußeres Krankenhaus*» annahm. Als Anhängsel der Waldau finden wir sie heute noch, bestehend aus dem reizvollen gotischen «Siechenschlößli» von 1599, dem Sitz des Spitalverwalters, dem alten, 1831 aufgestockten Kurhaus, dem

neuen Blatternspital aus den Jahren 1756—1765 sowie aus Siechenscheuer, Kornhaus und Kapelle.

Das *Antonierspital* war eine geistliche Gründung aus dem Jahre 1444 — die letzte klösterliche Niederlassung in Bern. Die Antoniter oder Tönierherren, von denen jeweils bloß einer oder zwei in Bern tätig waren, widmeten sich speziell der Pflege der am Antoniusfeuer Erkrankten. Es ist dies eine Vergiftung mit mutterkornhaltigem Roggenbrot, die beim Stande der damaligen Müllereitechnik sicher früher viel häufiger aufgetreten sein dürfte. Vielleicht erinnert man sich noch an eine solche Vergiftung, die vor etwa 12 Jahren in Pont-St-Esprit am Unterlauf der Rhone in Form merkwürdiger Geistesverwirrungen aufgetreten ist. Das Antonierspital verschwand mit der Reformation.

Schon im Mittelalter schuf die Stadt Bern für die gebärenden Frauen eine gewisse Fürsorge; sie stellte 1482 vier Hebammen an, und die Elendenherberge war eine Art Entbindungsanstalt. Aus Rechnungen aus dem Jahre 1502 geht hervor, daß dort eine besondere Hebamme angestellt war.

Die Pestzüge

Eine gemeingefährliche, aus Asien stammende Krankheit, nämlich die *Lungenpest*, trat 1346 erstmals in Europa auf. Sie suchte Bern von 1349 bis 1670 in 11 Epidemiezügen heim und wütete als Schwarzer Tod unter der Bevölkerung zeitweise in unvorstellbarem Ausmaß. So starben beim ersten Auftreten und wieder 1628 rund die Hälfte der Einwohner Berns. 1628 wurden 2756 Personen ihr Opfer, darunter der Schultheiß und 42 Großräte. Es ist auffällig und einleuchtend, daß die Epidemiezüge fast immer nach schlechten Ernten, Teuerung der Nahrungsmittel und entsprechender Unterernährung der Bevölkerung auftraten. Die letzte Epidemie 1667—1670 forderte nur noch einen einzigen Todesfall. Der Pest-Erreger hatte sich ausgetobt, die Krankheit erlosch, ohne daß ihr Verschwinden auf wirksame hygienische Maßnahmen zurückgeführt werden könnte.

DIE REFORMATION, DAS 16. UND 17. JAHRHUNDERT

Die Spitäler

Die Reformation brachte im Spitalwesen Berns große Umstellungen, indem zwei Spitäler ihre Standorte wechselten: Einmal wurde 1528 das baufällig gewordene Niedere Spital ins nunmehr leerstehende «schön und lustig» Predigerkloster versetzt. Anshelm berichtet darüber: «Da ist erster spitalmeister gewesen, der verrůempt frůnd und fůrderer bůbstlicher reformation, Lienhard Tremp, durch welchessen fliß das kloster schnell zů geschickter spitalhusung erbuwen.» Wir finden

den Schneider Lienhard Tremp, einen Verwandten Zwinglis, als Handwerker auf Tafel XIX des Manuelschen Totentanzes. Fortan hieß das Spital das Große Spital, eine Bezeichnung, die sich allerdings nur langsam einbürgerte. Auch hier diente die Einrichtung noch anderen Zwecken, wie Waisenhaus, Zuchthaus und Aufenthalt für Geisteskranke. Das hübsche Haus hinter dem Kornhaus, das jetzt die Direktion des Stadttheaters beherbergt, diente zeitweilig als Wohnhaus für den Spitalmeister.

Die zweite Dislokation im Gefolge der Reformation betraf das Seilerin-Spital: Am ursprünglichen Ort zu klein geworden, wurde es ins verlassene Inselkloster der Dominikanerinnen im Raume des heutigen Bundeshauses Ost verlegt, und nannte sich fortan *Inselspital.*

Einen erheblichen Fortschritt bedeutete auch der Ratsbeschluß vom 10. Juli 1531, durch den das Seilerin-Spital unter Ausschluß von Pfründern zum Krankenhaus erklärt wurde. In der Folge konnte sich «die Insel» zum Spital im Sinne des modernen Sprachgebrauches entwickeln.

Die Stadtärzte

Die Stadtärzte nahmen seit dem 16. Jahrhundert an Bedeutung zu. Sie wurden als medizinische Berater von der Regierung konsultiert, übernahmen gerichtsärztliche Aufgaben und versahen den Dienst an den städtischen Krankenanstalten, insbesondere am Inselspital. Ihre Zahl erhöhte sich allmählich auf vier mit wechselnden Funktionen. Ihre zwei bekanntesten Vertreter erwarben sich ihre Verdienste allerdings nicht auf medizinischem Gebiet: Der Vorkämpfer der Reformation, *Valerius Ryd,* genannt *Anshelm,* verewigte sich als Verfasser der bekannten Stadtchronik, und *Thomas Schöpf aus Breisach* wurde für Bern von bleibender Bedeutung durch die von ihm entworfene erste genauere Karte des bernischen Gebietes von 1577.

Einen angesehenen Namen erwarb sich der aus Hilden stammende *Wilhelm Fabry,* genannt *Hildanus.* Während seiner Tätigkeit als Wundarzt in Payerne schuf er ein wegleitendes chirurgisches Lehrbuch, das er den gnädigen Herren von Bern widmete. Er wurde 1615 als überzähliger Stadtarzt nach Bern berufen. Prof. Hintzsche hat seine Schrift «Vom heißen und kalten Brand» letzthin, in modernes Deutsch übersetzt, neu herausgegeben.

Die Wundärzte

Die Wundärzte teilten sich auch im 16. und bis ins 18. Jahrhundert in eine ganze Reihe von Spezialisten auf, je nachdem sie eine mehr operativ-chirurgische oder eine konservative Behandlung anwandten oder auch nur Bärte schoren, zu Ader ließen und Zähne zogen. Der berühmteste Operator in bernischen Landen war zu

seiner Zeit der französische Chirurg *Pierre Franco* in Lausanne, der 1556 den Excellences de Berne eine wissenschaftliche Schrift widmete und dafür einen Ehrensold erhielt.

Der medizinische Unterricht

Der medizinische Unterricht erfolgte, der Standesgliederung der Ärzte entsprechend, auf zwei Ebenen: Wundärzte und Landärzte holten sich ihre Ausbildung in Form einer handwerklichen Lehrzeit im Verhältnis Meister—Lehrling, wobei die Standesorganisation die Kontrolle über die Prüfungen ausübte. Die studierten Ärzte besuchten wohl zuerst die Lateinschule und später ausländische Universitäten, doch dürfte auch bei ihnen die handwerkliche Ausbildung bei einem Lehrmeister noch ein große Rolle gespielt haben. Die Regierung nahm Anteil an der Ausbildung des Medizinalpersonals und veranlaßte Vorlesungen durch die Herren Inselärzte. Eine besondere Bedeutung besitzt im medizinischen Unterricht die Kenntnis der Anatomie als Grundlage der Medizin, was die Möglichkeit von Sektionen an Leichen voraussetzt. Auch hier fand sich in Bern Verständnis; 1571 ist die erste Sektion urkundlich bezeugt, und seither finden sich immer wieder entsprechende Mitteilungen.

Das Apothekenwesen

Zur Medizin gehört auch das Apothekenwesen, dessen Aufsicht eine der Aufgaben der Stadtärzte darstellte. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts existierten in der Stadt Bern ein bis zwei Apotheken, deren Inhaber jeweils vom Rate angestellt und auch teilweise besoldet wurden. Meist war ein «tütscher und ein welscher Apottegger» im Dienste. Im Jahre 1567 wurde die Witwe des Hauptmanns Hans Frisching von Schultheiß und Rat zu Bern angehalten, «ir Hus am scharpfen Eck an der Crützgassen sunnenhalb» zur Einrichtung einer «Deutschen Apotheke» zu verkaufen. Dieses jetzt als Zunfthaus zu Zimmerleuten neu erbaute Haus beherbergt mit der «Rathaus-Apotheke» die älteste heute bestehende Apotheke Berns. Aber auch andere Apotheken dürfen auf ein längeres Bestehen zurückblicken, so die Apotheke zum Zeitglocken seit 1581, bezeugt als «Apottegg am Käsmarkt», die Kramgaß-Apotheke seit 1685 und die Rebleuten-Apotheke seit Ende des 17. Jahrhunderts.

Ein Kuriosum

Wenn von der bernischen Medizinalgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts die Rede ist, kann der seinerzeit großes Aufsehen erregende Fall der *Apollonia Schreier von Gals* nicht unerwähnt bleiben. Dieses achtzehnjährige Mädchen soll

von 1601 bis 1611 anhaltend gefastet haben. Es existiert eine ganze Literatur über sie; der Berner Stadtarzt Paul Lentulus schrieb im Jahre 1604 über diesen interessanten Fall das Buch «Historia admiranda de prodigiosa Apolloniae Schreierae Virginis in agro Bernensi Inedia», das er dem König Jakob I. von England widmete. Nach heutiger medizinisch-psychologischer Erkenntnis handelte es sich um die Komödie einer Hysterischen, und es ist anzunehmen, daß ihre Mutter in der Ernährungsfrage die Hand im Spiele hatte.

DAS 18. JAHRHUNDERT

Die Spitalneubauten

Das 18. Jahrhundert brachte im Spitalwesen wieder große Veränderungen. Die beiden großen städtischen Spitäler, die noch in mittelalterlichen Klosterräumen untergebracht waren, verlangten Erneuerung. Es erfolgte vorab der Neubau des Inselspitals im alten Klosterareal der Dominikanerinnen. Er konnte 1724 mit einer vermehrten Bettenzahl bezogen werden. Ihm folgte die Erstellung des jetzigen Burgerspitales, nachdem das Heiliggeist-Spital mit dem Großen Spital samt Elendenherberge juristisch und administrativ vereinigt worden war. Der Neubau wurde 1734 in Auftrag gegeben und nach den Plänen Abeilles von Niklaus Schiltknecht und Samuel Lutz erbaut. Er konnte 1742 bezogen werden. Beide Spitalbauten, Insel- und Burgerspital, waren für ihre Zeit vorbildliche, großzügig geplante Anlagen, die auch in ästhetischer Hinsicht befriedigten. Das spätere Verschwinden der stolzen alten Insel als markantes Bauwerk unserer Stadt müssen wir Berner eigentlich bedauern.

Im 18. Jahrhundert zeichnete sich das medizinische Bern durch vier eigenwillige, zum Teil hervorragende Köpfe aus: Ich denke an Albrecht von Haller, Johann Georg Zimmermann, Micheli Schüppach und Johann Friedrich von Herrenschwand.

Albrecht von Haller (1708—1777)

Sein Leben und seine ungeheure, geniale Vielseitigkeit dürfte Ihnen bekannt sein. Was uns bei ihm heute interessiert, ist die Frage: Was hat Haller für die medizinische Wissenschaft und für das bernische Medizinalwesen Maßgebliches geleistet? Kurz zusammengefaßt und auf das Wichtigste beschränkt, ließe sich darüber etwa folgendes aussagen: Haller erfaßte aufs neue die grundlegende Bedeutung der Anatomie für die Medizin. Er errichtete im alten Gebäude des Heiliggeistspitales im Jahre 1736 ein erstes anatomisches Institut — ein Theatrum anatonicum, wobei ihm ein Gebäude auf der großen Schanze — die Hohliebe — als

Laboratorium für die Herstellung von Skeletten und andern Präparaten diente. In der Folge entdeckte er eine Reihe kleinerer anatomischer Befunde am menschlichen Körper und schuf einen prachtvollen anatomischen Atlas, der noch heute unsere Bewunderung hervorruft. Eine wichtige Dreiteilung von Baucharterien wird noch heute als Hallerscher Dreifuß bezeichnet — obschon er gerade davon nicht der Entdecker ist. Dagegen widerlegte er die uralte Auffassung, daß die Brusthöhle Luft enthalte, durch ein ebenso einfaches wie überzeugendes Experiment: Er öffnete einen Leichnam unter Wasser und bewies durch das Ausbleiben von Luftblasen eindeutig seine Hypothese. Haller blieb jedoch nicht beim Morphologischen stehen. Ihn interessierte ebenso die Funktion der Organe. Anhand seiner Versuche mit Muskelpräparaten konnte er ein allgemein gültiges Gesetz der Physiologie aufstellen, wonach die Organe Sensibilität und Irritabilität aufweisen, das heißt jedes Organ kann von außen gereizt werden und wird einen Reiz mit einer für das Organ typischen Funktion beantworten. Für das bernische Sanitätswesen arbeitete Haller 1765 ein Gutachten über die bessere Ausbildung von Ärzten aus, das gegen Ende des Jahrhunderts zur Gründung des medizinischen Institutes führen sollte. Er trägt den Titel «Gedanken über die Verbesserung der zur Kunst zu heilen einschlagenden Wissenschaften» und deckt unbarmherzig die damals herrschenden katastrophalen Verhältnisse in der ärztlichen Versorgung des Landes auf.

Micheli Schüppach (1707—1781)

Der bekannte Wunderdoktor in Langnau zählt zu den seltenen, aber immer wieder auftauchenden Wundertätern, die einen gewissen, zum Teil raffinierten Bluff mit hervorragendem medizinischem Flair und ausgesprochener Beobachtungsgabe vereinigen. Das Urteil über Schüppach war schon zu seinen Lebzeiten wie heute geteilt. Eines muß jedoch festgehalten werden: Er war nicht etwa ein gewöhnlicher Kurpfuscher, verfügte er doch über eine zur damaligen Zeit übliche Ausbildung als Land- und Wundarzt und war gültiges Mitglied seines Berufstandes, der Chirurgischen Sozietät.

Johann Georg Zimmermann (1728—1795)

Er stammte aus Brugg und war in jungen Jahren in Bern Assistent Hallers, dessen Protektion ihm zur Leibarztstelle am Hof von Hannover verhalf, und der als medizinische Koryphäe seiner Zeit auch von Friedrich dem Großen und dem Hof von Petersburg konsultiert wurde. Er hinterläßt charakterlich einen recht zwielichtigen Eindruck und fand seine Bedeutung weniger im medizinischen als im philosophisch-literarischen Gebiet. Sein Hauptwerk handelt von der Einsamkeit; es soll noch unsere Großmütter zu Tränen gerührt haben.

Johann Friedrich von Herrenschwand (1715—1798)

Im Murtenbiet aufgewachsen, wurde er Chefarzt bei einem Regiment der Schweizergarde in Paris, dann Leibarzt verschiedener Potentaten, so des Königs Stanislaus von Polen, in welcher Stellung er sich Verdienste um die Hebung des Medizinalwesens Warschaus erwarb. Vom Kaiser geadelt, wurde er 1779 nach Bern berufen und 1793 als einer der letzten in die Reihen der regimentsfähigen Bernburger aufgenommen. Seine Familie stellte auch später noch Ärzte, doch leben heute keine männlichen Nachkommen mehr.

Eine anatomische Tragikomödie

Ein tragisches Opfer seines beruflichen Übereifers wurde im 18. Jahrhundert der Burgdorfer Arzt Dr. *Johannes Kupferschmid.* Er erteilte dem Apothekersohn und Medizinstudenten Andreas Grimm Anatomieunterricht. Um die theoretischen Belehrungen mit Demonstrationen an der Leiche ergänzen zu können, stahlen die beiden Ende 1729 unter Mithilfe des Apothekergehilfen Däumling den Leichnam des am Rathaus tödlich verunfallten Dachdeckers Daniel Osti und verbrachten ihn für ihre anatomischen Übungen in Kupferschmids Gartenhäuschen. Der Sarg wurde mit Steinen und Holz beschwert und durch den ahnungslosen Dekan Gruner beerdigt. Im Februar 1730, als das Skelett aus Ostis Leiche fertig präpariert sein mochte, wurde die Angelegenheit ruchbar. Dekan Gruner erhob die heftigsten Vorwürfe gegen das gotteslästerliche Tun Kupferschmids und unterschob ihm, die Leiche nicht zu Studienzwecken, sondern zur Gewinnung von Menschenfett und Menschenleder entwendet zu haben. Ein Bericht der Burgdorfer Behörden nach Bern fiel indes für Kupferschmid nicht allzu belastend aus. Die Vennerkammer in Bern war zwar der Meinung, es sei ein grober Fehler gewesen, Sektionen ohne vorherige Genehmigung der Behörden auszuführen, doch sei die Entwendung der Leiche in guter Absicht erfolgt. Man verfügte, Kupferschmid sei mit einer recht hohen Geldbuße zu bestrafen, die ihm dann allerdings erlassen wurde, und das Skelett sollte beerdigt werden. Obschon man die Ehre Dr. Kupferschmids keineswegs antastete, zerstörte die Angelegenheit doch seine Laufbahn. Die Geschichte muß großes Aufsehen erregt und die Volksseele beschäftigt haben. Sogar ein Bänkelsängerlied mit 48 holprigen Strophen erschien darüber. Kupferschmid war erledigt; er mußte Burgdorf verlassen und starb 1750 völlig verarmt in Paris. Das Skelett Ostis indessen war nicht beerdigt, sondern während langer Zeit im Burgdorfer Rathaus aufbewahrt worden; es soll später in die Sammlung des Burgdorfer Gymnasiums gekommen sein.

DAS 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Die Fortschritte der Medizin im 19. Jahrhundert

Bereits stand man an der Schwelle zum 19. Jahrhundert. Dieses sollte die größten Entdeckungen der Medizin zeitigen, und seine Erkenntnisse bilden noch jetzt die Hauptgrundlagen der heutigen Medizin.

Bis um 1800 galt noch die Lehre des griechischen Arztes *Galen* (130—200), die auf den großen Hippokrates (um 400 v. Chr.) zurückgeht: die Krankheiten beruhen fast immer auf einer Verderbnis der Körpersäfte. Die Behandlung muß die schädlichen Stoffe aus dem Körper entfernen, das Blut und die Säfte reinigen. Diesem Zwecke dienten Abführmittel und Brechmittel, Aderlaß und Schröpfen. Doch die Medizin suchte nach neuen Heilmitteln, suchte Wesen, Sitz und Ursache der Krankheit genauer zu erforschen.

Vorerst wurde die einfache Diagnostik am Kranken durch drei neue Untersuchungsmethoden bereichert: Der Grazer Gastwirtsohn Auenbrugger, der Erfahrung im Umgang mit vollen und leeren Fässern besaß, entdeckte noch im 18. Jahrhundert die *Perkussion,* das Abklopfen des Körpers zu diagnostischen Zwecken — eine Methode, die Haller «aller Aufmerksamkeit würdig» fand, die sich aber erst Jahrzehnte später durchsetzte. Ergänzt wurde sie 1816 vom Franzosen Laennec durch die *Auskultation,* das Abhören von Herz und Lungen. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden an der älteren Wiener Schule am Kranken Temperaturmessungen mit Hilfe von Thermometern vorgenommen, doch brauchte es volle 100 Jahre, bis 1857 erstmals in Leipzig die Thermometrie als unerläßlich bei jeder exakten Beobachtung fiebernder Kranker erklärt und auch ausgeführt wurde. Ende des 18. Jahrhunderts schuf sich die Chemie ihre theoretischen Grundlagen. Der deutsche Apotheker Scheele entdeckte 1772 den Sauerstoff, Lavoisier gelangte in den 70er und 80er Jahren zur Erkenntnis, daß die Atmung — wie die Verbrennung — einen Oxydationsprozeß des Kohlenstoffes darstelle. Als es 1828 Wöhler gelang, eine bisher bloß als tierisches oder menschliches Naturprodukt bekannte organische Substanz, nämlich den Harnstoff, in der Retorte zu synthetisieren, hatte dies einen ungeheuren Wandel der medizinischen Grunderkenntnisse zur Folge: Der menschliche Körper war mit chemisch-physikalischen Methoden erforschbar — die *Medizin* wurde zur *Naturwissenschaft!* Konsequent durchgeführte Forschung und systematische Auswertung von Zufallsbeobachtungen unter Zuhilfenahme aller technischen Hilfsmittel blieben seither die bewährten Methoden zur Entwicklung des medizinischen Wissensgutes. Die Erfolge blieben auch nicht aus: Mit Hilfe des Mikroskops entdeckte man die Welt der mikroskopischen Anatomie und Pathologie, und das führte zur Zellenlehre als Grundlage normalen und pathologischen organischen Geschehens. Das Jahr 1846 sollte der Chirurgie eine Erfindung bringen, die alles übertraf, was Forschergeist und Chirurgenkunst der Welt seit Jahrhunderten beschert hatten, die Erfindung der *Allgemeinnarkose* zur schmerzlosen Operation mit Hilfe von Äther und Chloroform. Die Narkose war

natürlich ein Antrieb zu kühnerem Operieren, aber noch gingen die Patienten anschließend an den Wundfiebern zugrunde, bis aus den Beobachtungen von Semmelweis, Pasteur und Koch die Lehre von den krankheitserregenden Mikroorganismen — die Bakteriologie — enstand. Der englische Chirurg *Joseph Lister* zog daraus die Konsequenzen und schuf 1867 die mit chemischen Mitteln — vorab Karbolsäure — die Infektionskeime bekämpfende antiseptische Operationsmethode. Sie wurde 1891 in der Berliner Klinik von Bergmanns zum heute selbstverständlichen keimfreien, aseptischen Operieren weiterentwickelt. Es entstanden die Zahnmedizin, die Lehre von der Tuberkulose auf Grund der von Koch entdeckten Tuberkulosebazillen; die Röntgenstrahlen wurden entdeckt, die chemische und industrielle Präparation von Heilmitteln erfunden. Kein Wunder, daß diese Fortschritte fundamentale Umwälzungen der Medizin mit sich brachten. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise führte teilweise zur mechanistisch-materialistischen Auffassung der Lebensvorgänge, und die Erfolge schienen ihren Anhängern Recht zu geben, ohne daß es damit je gelungen wäre, das Wunder des Lebens irgendwie erklären zu können.

Bereits 1748 hatte der Franzose Lamettrie sein für damalige Zeiten skandalöses Buch «L'homme-machine» verfaßt. Diese rein mechanistische Auffassung ist durch die wachsende Kenntnis von den eminent wichtigen Einwirkungen der Seele auf den Gesundheitszustand des Menschen gerade in den letzten Jahrzehnten, seit Charcot, Freud und Jung, und seitdem die sogenannte Psychosomatik immer vordringlicher wird, grundlegend korrigiert worden.

Alle diese erwähnten Fortschritte der medizinischen Wissenschaft widerspiegeln sich selbstverständlich auch im medizinischen Leben Berns. Vergessen wir aber nicht, daß es für eine Erkenntnis einen recht langen Weg braucht, um aus der Theorie des Gelehrten Allgemeingut des Praktikers zu werden. Kehren wir nun zu den bernischen Verhältnissen zurück.

Das medizinische Institut 1797—1805

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte es sich, daß die ärztliche Versorgung der zunehmenden Bevölkerung des Bernbietes ungenügend war. Haller hatte festgestellt, daß ganze große Gebiete ohne alle ordentlichen Ärzte waren. Zudem fehlte es in den 90er Jahren infolge der Französischen Revolution in Europa an ausreichenden Möglichkeiten, fremde Hochschulen zu besuchen. Dies führte zu einer Neugründung: Auf Initiative Dr. R. F. Hartmanns wurde auf privater Grundlage in Bern 1797 ein *medizinisches Institut* geschaffen. Es diente der Ausbildung von Landärzten und der Vorbildung von Medizinstudenten, damit dieselben wohlvorbereitet auswärtige Universitäten besuchen könnten. Der theoretische Unterricht wurde im alten Barfüßerkloster erteilt, die anatomischen Arbeiten an der Leiche in behelfsmäßigen Räumen des Burgerspitals vorgenommen. Der sogenannte Blutturm an der Aare diente zur Erstellung anatomischer Präparate. Den anatomischen

Unterricht leitete noch ein handwerklich geschulter Wundarzt, Operator Emanuel Ludwig Bay. Das Institut überdauerte den Übergang von 1798, indem es glücklicherweise dem helvetischen Minister Rengger unterstellt wurde, der zuvor als Arzt in Bern und als Lehrer am Institut gewirkt hatte. Der medizinische Unterricht am Institut wurde von 8—10 Lehrern in nebenamtlicher Funktion erteilt. Um genügend Studenten, speziell auch aus Landgebieten, zu bekommen, wurden die Vorbedingungen denkbar einfach gehalten: Der Kandidat mußte die vier Grundoperationen des Rechnens sowie die einfachen Brüche kennen und die lateinischen Buchstaben lesen können! Es war ein einfacher Anfang, dieses Institut; doch bildete es den Grundstock der bernischen medizinischen Fakultät. Auch sind in der kurzen Wirkungszeit bis 1805 eine Reihe tüchtiger Ärzte ausgebildet worden.

Die medizinische Fakultät der bernischen Akademie 1805—1834

Das medizinische Institut wurde 1805 abgelöst durch die medizinische Fakultät der bernischen Akademie. Im Gegensatz zu ihm lehrten nun hauptamtliche Professoren, doch war die Zahl der Lehrstühle auf drei beschränkt, was die Zuweisung entsprechend größerer Arbeitsgebiete an jeden derselben nötig machte. Die Fakultät wurde im November 1805 eröffnet mit Dr. Abraham Schiferli als Professor für Chirurgie und Geburtshilfe, Dr. Albrecht Tribolet als Ordinarius für Pathologie und Thearpie und Dr. Friedrich August Gottfried Emmert für Anatomie und Physiologie. Die beiden ersten waren Berner und hatten bereits am medizinischen Institut gewirkt, Prof. Emmert war aus Tübingen nach Bern berufen worden. Mit ihm kam auch sein Bruder Karl Friedrich Emmert, der an der Akademie zum Professor der Vieharzneiwissenschaft und Prosektor seines Bruders gewählt wurde.

Besondere Schwierigkeiten bot es, geeignete Räumlichkeiten für die Anatomie zu beschaffen. Schließlich gelang es, ein im Garten des damaligen Mädchenwaisenhauses gelegenes Haus zu finden, das sich zum Umbau in ein anatomisches Theater eignete. Es stand vis-à-vis des heutigen Kunstmuseums an der jetzigen Hodlerstraße und diente als anatomisches Institut bis 1835. Der Chirurg Schiferli demissionierte 1811 und wurde durch den bisherigen Professor der Tierarzneikunde Karl Friedrich Emmert ersetzt, der auch in Bern verblieb. Dagegen folgte sein Bruder 1815 einem Ruf nach Tübingen. Mit der Besetzung von dessen Lehrstuhl hatte man nicht besonderes Glück, so daß man die Lehrfächer Anatomie und Physiologie trennte, und somit ein vierter Lehrstuhl errichtet werden mußte. Die durchschnittliche Zahl der Medizinstudenten zur Zeit der Akademie betrug 40.

Das kleine Gebäude, in dem die Anatomie untergebracht war, erwies sich auf die Dauer als ungenügend. Zudem brachte die Situation im Areal des Mädchenwaisenhauses selbstverständlich allerhand Mißhelligkeiten, so daß die Räume 1832 von seiten der Waisenhausdirektion gekündigt wurden. Da ein anderes Gebäude nicht zu finden war, erstellte die Regierung 1832—1835 an der Stelle des jetzigen Amthauses ein neues Institut für Anatomie, Physiologie und Veterinär-

Anatomie, wobei ein halbrunder Wehrturm der alten Stadtbefestigung, der sogenannte Kohlerturm, in das Gebäude miteinbezogen und als Hörsaal verwendet wurde.

Die medizinische Fakultät der Universität seit 1834

Das Jahr 1834 brachte mit der Gründung der Hochschule wieder eine Neuordnung der Ärzteausbildung. Dies bedeutete für das bernische Medizinalwesen einen unerhörten Fortschritt. Die Eröffnung der Hochschule fiel mit einer Wende zusammen, die die Gelehrten zweier Epochen schied. Die Professoren der Akademie hatten mehrere Disziplinen vereinigt; mit der Hochschule kündigte sich das Spezialistentum an, das sich seither dauernd weiterentwickeln sollte. Verfolgen wir nun die Einführung der neuen medizinischen Erkenntnisse in Bern und die Entwicklung der medizinischen Fakultät. Diese hatte es nicht leicht, da ihr zeitweilig nicht nur die Direktion des Inselspitales, sondern auch die Gegnerschaft der bernischen Ärzte und der Burgerschaft hemmend entgegenwirkten. Diese Animosität war zum Teil politisch begründet, stellte doch die Hochschule eine politische, liberale Gründung dar, deren Ordinariate in den ersten Dezennien vornehmlich mit Deutschen besetzt, und wo die Berner erst in zweiter Linie berücksichtigt wurden. Dadurch fühlte sich die bernische Ärzteschaft zurückgesetzt und übergangen. Wir sehen jedoch, daß sich gerade diese Praxis sehr zum Vorteil der bernischen Fakultät auswirkte. Die medizinischen Wahlen sollten sich als die glücklichsten erweisen und den Ruf der Fakultät begründen. Anderseits mißtraute man im Volk der neumodischen Wissenschaft, und die Regierung knauserte gelegentlich mit jedem Batzen. Trotz allen Schwierigkeiten sollte von der medizinischen Fakultät Bern Beachtliches geleistet werden, so daß sie eine Zierde der Berner Universität wurde.

Wie bereits angedeutet, bot der Unterricht am Krankenbett gewisse Schwierigkeiten. Die Inseldirektion konnte sich nur langsam damit abfinden, daß das Inselspital nun zu einem Universitäts-Spital werden sollte, mit der Begründung, daß laut Stiftung der Heilzweck der Insel im Vordergrund stehe und damit den Lehrzweck mehr oder weniger ausschließe. Es gab immer wieder Friktionen, bis man sich in der heute noch gültigen Inselorganisation auf eine Zweiteilung in klinische und nichtklinische Abteilungen einigte, wobei die klinischen Abteilungen der Erziehungsdirektion, die nichtklinischen der Inselkorporation unterstehen, jedoch beide von der Direktion des Inselspitals verwaltet werden.

Die medizinische Fakultät der Universität nahm ihre Tätigkeit mit 4 Ordinariaten und 4 Extraordinariaten auf. Unter ihnen wären zu nennen die Herren Demme, Vogt und Fueter. *Herman Askan Demme* aus Altenburg (Sachsen) saß als Student wegen seiner politischen Gesinnung auf einer preußischen Festung, wurde 1833 als Extraordinarius nach Zürich und 1834 als Ordinarius für Chirurgie nach Bern berufen. *Philipp Friedrich Wilhelm Vogt* aus Hessen legte seine akademische Laufbahn in Gießen zurück und wurde 1817 dort Ordinarius. Die freie Gesinnung

führte ihn mit 48 Jahren nach Bern. Ein großer Ruf ging ihm voraus, und er wurde der erste Lehrer Deutschlands in Pathologie und Materia medica genannt. Sein Lehrbuch der Pharmakodynamik erfuhr mehrere Auflagen. *Emanuel Eduard Fueter* von Bern studierte in Deutschland Medizin und las seit 1830 frei über Anatomie und Pathologie an der Akademie. Er begründete 1832 den poliklinischen Unterricht, indem er seine ausgedehnte Privatpraxis in den Armenquartieren dazu verwendete. Er rückte 1833 zum Ordinarius an der Akademie vor, wurde aber 1834 zugunsten von Vogt übergangen und auf ein Extraordinariat zurückversetzt. Er fand sich damit ab und entwickelte eine segensreiche Tätigkeit unter den Armen der Stadt. Karl Vogt nennt ihn in seinen Erinnerungen einen Altberner von unerschöpflicher Herzensgüte. Als Präsident der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft nahm er in Ärztekreisen eine führende Stellung ein. Er ist bekannt geworden als Freund Gotthelfs und Berater in der Gestaltung «Anne Bäbi Jowägers».

Die moderne Medizin erforderte von nun an Kliniken, Institute und Hilfsanstalten. Anfang 1836 konnte das neue Anatomiegebäude bezogen werden. Rektor Vogt sagte am Stiftungsfest 1835: «Ein Gebäude für die Anatomie ist erstanden, dessen Großartigkeit und Zweckmäßigkeit auch die strengsten Anforderungen befriedigt und mit den schönsten Anstalten der Art in Europa wetteifern kann.» Die Insel nahm die Kliniken auf, und die Inseldirektion ernannte Vogt und Demme zu Chefärzten der klinischen Abteilungen für innere Medizin und Chirurgie. Außerdem gab es noch drei nichtklinische Abteilungen. Von den 110 Betten der Insel wurden je 20—24 Vogt und Demme bei der Eröffnung der Hochschule zugewiesen. Im Herbst 1835 erhielt jeder einen Assistenten, die ersten an der Hochschule. Der Chirurg Demme fand bei seinem Antritt in der Insel keine Instrumente vor. Die Regierung bewilligte ihm Fr. 800.—, und Demme bezog für 587 Fr. 3 Bz. 169 Instrumente aus Würzburg. Noch hatte die Insel keinen besonderen Operationssaal, so daß Demme im Krankenzimmer operieren mußte. Die Sektionskammer war so dunkel, feucht und kalt, daß man sich dort im Winter nur kurze Zeit aufhalten konnte. Demme fand sich in die Dürftigkeit der Einrichtungen und leistete Hervorragendes. Jährlich um Weihnachten bekam er den Jahreskredit von Fr. 20.—, der ihm bewilligt war. Heftig quälte ihn seine Ohnmacht am Krankenbett. Was halfen seine meisterhaften Eingriffe, wenn die Kranken den furchtbaren Eiterungen in den Nachbehandlungen erlagen? Er habe zuweilen die Messer fortgeschleudert, weil sie vergiftet seien, erzählt wiederum Karl Vogt in seinen Erinnerungen. Demme ahnte den Feind, den die Wissenschaft bald feststellen sollte. Als er 1845 einen Ruf nach Jena erhielt, blieb er Bern, das ihm Heimat geworden war, treu. 1865 trat er als Chirurgieprofessor zurück. Sein Jahreskredit betrug zuletzt Franken 50.—, und in der Insel war ihm ein Operationsraum eingerichtet worden. Wohl als letzter Kandidat stellte sich ihm im März 1865 Theodor Kocher zur Doktorprüfung und bestand sie mit höchstem Lob, ein selten dagewesenes Ereignis, wie der «Bund» meldete. Zwei Epochen der Heilkunde berührten sich, der alte Meister, der von der Antisepsis nichts wußte, und der Schüler, der die Antisepsis dereinst durch die Asepsis überwinden sollte.

Die Hebamme

Johannes Dünz, 1655: Sara Kull, 64 Jahre alt, Hebamme aus Straßburg. Original im Bernischen Historischen Museum. «Wegen vilen schwären Kindbeten wurde Sara Kullin, die berümte Hebamme von Straßburg, nach Bern beruffen, und durch deren Fleiß und Geschicklichkeit haben fiele von den Vornehmsten Geschlechtern der Statt Bern Ihre zukünftige Vortpflanzung zu verdancken.»

1836 mußte die Professur für Physiologie neu besetzt werden. Man entschied sich für den jungen Breslauer Arzt Gustav Valentin, der schon unter den besten Physiologen genannt wurde. Er hatte bereits wichtige Entdeckungen gemacht, so über die Flimmerbewegung; die Universitäten Lüttich, Dorpat und Bern bewarben sich um ihn. Er entschied sich für Bern, wurde mit 26 Jahren gewählt und erhielt in der Anatomie ein Zimmer mit Ofen und Mobiliar und Fr. 100.— Jahreskredit. Das war der Anfang des physiologischen Institutes. Das Vertrauen auf die Zukunft seiner Wissenschaft, die damals die Führung in der Medizin hatte, hob ihn über diese Dürftigkeit hinweg. Er war eine scharfgeschnittene Persönlichkeit, die Bewunderung und Anstoß erregen sollte.

Über Hautkrankheiten wurde noch im äußeren Krankenhaus gelesen, ebenso später psychiatrische Klinik in der Waldau.

1861 starb der Internist Prof. Karl Vogt im Alter von 74 Jahren. In den nachfolgenden Besetzungen des Lehrstuhles für innere Medizin wurde die Berner Hochschule von einem außergewöhnlich guten Stern geführt, indem durchwegs Persönlichkeiten von internationaler Geltung gewonnen werden konnten. So wirkten in Bern *Anton Biermer* von Bamberg, dessen Name heute noch in einer besonderen Form der Blutarmut weiterlebt, *Bernhard Naunyn* von Berlin, der Begründer der experimentell-klinischen Medizin, und *Heinrich Quincke* aus Frankfurt, der Erfinder der Lumbalpunktion. Bern war stolz auf seine medizinische Fakultät. Die Medizin war die Wissenschaft, der die Zeit ihren Glauben zuwandte, und Bern war entschlossen, die Opfer zu bringen, die ihr beschwingter Fortschritt verlangte. Ein neues Fachgebiet eröffnete sich Bern: *Edwin Klebs* von Königsberg trieb seit 1866 in bescheidenen Räumen im Hause der Staatsapotheke pathologische Anatomie. Er verließ jedoch Bern, einem Ruf nach Würzburg folgend, bald wieder, um sich nach 1870 ganz der Bakteriologie zuzuwenden. Er sah als erster den Diphtheriebazillus, und ihm zu Ehren werden in der bakteriologischen Nomenklatur gewisse Bakterien mit dem Namen «Klebsiellen» bezeichnet. Um die 1872 freigewordene Professur für Chirurgie bewarb sich der Berner *Theodor Kocher*. Nachdem er in Bern die Staatsprüfungen bestanden hatte, besuchte er die großen Universitäten des Auslandes und habilitierte sich 1866 für Chirurgie. Trotz glänzender Qualifikationen wurde er von der Fakultät erst an zweiter Stelle vorgeschlagen, doch wählte ihn die Regierung zum Ordinarius für Chirurgie. Mit ihm trat *der* Mann an, der wie kein anderer der Universität Glanz und Anziehungskraft verleihen sollte. Durch 45 Jahre durfte er dem Amt seine Willenskraft und sein Genie völlig darbringen. Sein Vorgänger scheint die antiseptische Wundbehandlung noch nicht angewandt zu haben, denn erst nach 1870 drang Listers Entdeckung in die deutsche Wissenschaft ein. Es gehörte zum Lebenswerk Kochers, diese in Bern einzuführen, um dann in den 90er Jahren zur heute selbstverständlichen aseptischen — keimfreien — Operationsmethode überzugehen. Kocher gehörte zu den Begründern der modernen Chirurgie und erwuchs durch seine Operationslehre, seine Theorie der Knochenbrüche, die er noch ohne Röntgenuntersuchung völlig richtig beurteilte, sowie seine Kropfforschungen zu internationaler Größe. Die Ver-

leihung des Nobelpreises für Medizin an Kocher im Jahre 1909 bedeutete für die Berner Universität einen Höhepunkt.

In die frühe Amtszeit Kochers fiel der Neubau der Insel auf der Kreuzmatte — ihrem jetzigen Standort. Das alte Haus genügte nicht mehr. Die chirurgische und die medizinische Klinik verfügten je über bloß 50 Betten, die Räume und Einrichtungen für klinische Zwecke konnten der wachsenden Studentenzahl und den verfeinerten Methoden nicht mehr dienen. Die finanziellen Schwierigkeiten, in die sich der Staat mit den Eisenbahngeschäften stürzte, verzögerten jedoch einen Neubau, bis er durch zwei Ereignisse geboten wurde: Die Eidgenossenschaft wünschte die Insel zu erwerben und an ihrer Stelle ein Verwaltungsgebäude zu errichten. Gleichzeitig erhielt Kocher 1880 einen Ruf nach Prag und stellte für sein Bleiben die Bedingung um die Erteilung des Instrumentenkredites von Fr. 1000.—, 75 Betten in der neuen Klinik oder Ausbau der alten Insel. Die Regierung sagte zu und veranlaßte den Insel-Neubau, den man nach damals modernsten Gesichtspunkten im Pavillonsystem errichtete und im Herbst 1884 beziehen konnte. Die Bausumme belief sich schließlich auf Fr. 2 228 000.— und überstieg die finanzielle Leistungsfähigkeit der Inselkorporation ganz erheblich. Der Staat mußte mit seinen Mitteln unter Einführung eines Steuerzuschlages mithelfen. Er nahm der Insel verschiedene Liegenschaften, insbesondere auch das äußere Krankenhaus mit der Waldau ab. Damit wurde auch die dermatologische Klinik ins Inselareal verlegt. Der Neubau war wohlgelungen und wurde in der Folge durch zweckdienliche und notwendige Ergänzungen erweitert: ein Institutsgebäude für pathologische Anatomie und Pharmakologie, ein bakteriologisches Institut, eine Augenklinik und ein Poliklinik- und Apothekengebäude. Auf dem alten Inselareal aber erstand in den Jahren 1888—1892 das Bundeshaus-Ost.

Privatdozent *Rudolf Schärer,* Direktor der Waldau, erhielt 1873 ein Extraordinariat für Psychiatrie; *Rudolf Demme,* der Sohn des Chirurgen, habilitierte sich 1862 für das neue Fach der Kinderheilkunde. Er leitete das Kinderspital an der Gerechtigkeitsgasse, das 1860 aus einem hochherzigen Vermächtnis des Fräuleins Julie von Jenner entstanden war. Wenn er auch stiftungsgemäß dort keine Klinik einrichten durfte, so benützte er es doch als Stützpunkt einer ausgedehnten Poliklinik, die den Studenten praktisch in die Kinderheilkunde einführte.

Der Berner Hochschule gebührt auch das Verdienst, daß an ihr erstmals in der Schweiz das Fach der Pharmazeutik in den akademischen Lehrplan aufgenommen wurde. Sein Schöpfer war Staatsapotheker *Friedrich August Flückiger,* der einen weiten Ruf genoß und 1870 zum Extraordinarius für Pharmazie ernannt wurde; leider verließ er schon 1873 Bern, einem Rufe nach Straßburg folgend.

Im 19. Jahrhundert wurden die Voraussetzungen für das Medizinstudium schrittweise erweitert und 1873 als Vorbildung die Vollmaturität mit Latein und Griechisch eingeführt, ein heute wieder aktuelles Problem. Die Bundesverfassung von 1874 führte die Freizügigkeit für die wissenschaftlichen Berufsarten innerhalb der Eidgenossenschaft ein. 1880 wurden die Medizinalprüfungen durch ein eidgenössisches Reglement vereinheitlicht und damit dem Aufgabenkreis der Kantone ent-

zogen. Damals wurden 9 Semester, 1896 schon 10 und 1899 11 Semester Medizinstudium verlangt, die später auf 13 erhöht wurden.

Nach Kocher sollte ein weiterer Berner zu den Koryphäen unserer Fakultät gehören: Die Regierung ernannte 1888 den von der Fakultät wie Kocher erst im 2. Rang vorgeschlagenen Privatdozenten *Hermann Sahli* zum Ordinarius für innere Medizin. Er versah dieses Amt bis 1929; sein Lehrbuch über die klinischen Untersuchungsmethoden erlangte Weltruf und trug wesentlich dazu bei, der internmedizinischen Diagnostik die jeweils neuesten naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden dienstbar zu machen.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der medizinischen Fakultät Bern in allen Details zu verfolgen. Es darf jedoch festgehalten werden, daß Bern noch eine ganze Reihe ausgezeichneter Mediziner beherbergt hat. So wären etwa noch zu nennen: Marcellus Nencki aus Polen, der Begründer der klinischen Chemie in Bern, der berühmte Dermatologe Josef Jadassohn, die Augenärzte Pflüger und Siegrist und die Chirurgen de Quervain und Hans Wildbolz, der weltberühmte Urologe; auch des Nachfolgers Sahlis auf dem Lehrstuhl für innere Medizin, des heute noch lebenden Walter Frey sei gedacht, ein Forscher und Herzspezialist von internationalem Ruf.

Auch außerhalb der Insel wurden neue Institute notwendig: 1894 das physiologische Institut am Bühlplatz, 1897 die neue Anatomie und 1931 das gerichtsmedizinische und pharmazeutische Institut an der heutigen Sahlistraße.

Der neue Ärztestand

Unterdessen war die Kluft zwischen Chirurgie und Medizin geschlossen worden: Die Chirurgische Sozietät hatte ihre Rolle ausgespiel, der Staat hatte an Stelle des Berufstandes die Prüfung der Ärzte und Wundärzte übernommen, die Ausbildung war auf andern Boden gestellt worden. Kantonale Prüfungsordnungen für Ärzte liegen vor aus den Jahren 1807, 1828, 1845 und 1858. Wohl gab es noch jahrzehntelang die drei Kategorien Wundärzte, Landärzte und voll ausgebildete Ärzte, doch war dies bloß ein Übergangsstadium, das 1846 aufhörte. Die ehrwürdige Chirurgische Sozietät verschwand und wurde 1809 durch die Gründung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft, der heutigen Ärztegesellschaft, abgelöst. Damit entstand ein eigener Berufstand der akademisch geschulten Ärzte, ein Beruf, dessen Aufgabe es ist, Kranke zu behandeln, und durch dessen Tätigkeit alle medizinische Forschung erst ihren Sinn bekommt. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Ärzte des 18. Jahrhunderts im allgemeinen ihre Patienten gar nicht untersucht hatten. Nun wurde ein neuer Ärztetyp geschaffen, aus dem rein beratenden wurde ein untersuchender und behandelnder Arzt.

Die Kurpfuscherei

Im Kanton Bern hatte die Ärzteschaft bald um ihre Anerkennung zu kämpfen: Nach der Proklamation der Handels- und Gewerbefreiheit vermehrten sich die Kurpfuscher auf dem Lande in untragbarem Ausmaß und beeinträchtigten die Tätigkeit der geschulten Ärzte. So stellt der Staatsverwaltungsbericht von 1842 fest, daß ganze Gegenden mit 5000—10 000 Seelen über keinen Arzt verfügen, so der ganze Amtsbezirk Schwarzenburg und einige Gegenden der Ämter Trachselwald, Signau, Konolfingen und Thun. Der Mangel an Ärzten sei wenigstens teilweise durch die Duldung der medizinischen Pfuscher bedingt, deren Konkurrenz patentierte Ärzte nicht auszuhalten vermögen. Die Regierung mußte zum Rechten sehen. Sie veranlaßte im gleichen Jahr bekanntlich Gotthelf zu seinem «Anne Bäbi Jowäger».

Nicht alle Kurpfuscher waren Gauner. Oft handelte es sich um eine Art Laien-Selbsthilfe, die beim damaligen Mangel an geschulten Ärzten hier und da verständlich war. Da möchte ich den Kleinbauern und Wasen-Doktor *Ulrich Zürcher* erwähnen; er lebte 1801—1876 und holte sich sein Wissen aus der ihm zugänglichen Literatur, vornehmlich aus einem Kräuterbuch aus dem Luzernischen und aus genauer Beobachtung tierischer Sektionen. Er scheint ein natürliches Talent zur Heilkunde besessen zu haben und schuf sich eine bekannte Naturarztpraxis.

Das Irrenwesen

Eine Neuordnung erforderte im 19. Jahrhundert auch das Irrenwesen. Schon in den alten Spitälern, im Insel- und im Predigerkloster, gab es Zellen für die Tobsüchtigen. Doch waren diese Einrichtungen ungenügend. 1746 erbaute man auf dem Terrain des äußeren Krankenhauses vor dem Schermenwald ein zwar kleines, zuerst nur 12 Zellen enthaltendes, aber zweckmäßig eingerichtetes einstöckiges Irrenhaus, das sogenannte Tollhaus. Es stellte dies eine der ersten Einrichtungen dieser Art in Europa dar, auf die wir Berner trotz ihrer Primitivität stolz sein dürfen. Später wurde das Haus mehrfach erweitert, mit Außenflügeln versehen und stellt heute das sogenannte Alte Haus der Waldau dar. Es konnte 1841 bis 97 Patienten aufnehmen. Andere Irre waren im Kloster Thorberg interniert, und die Landstädte waren gehalten, die ihrigen in ihren eigenen Armen- und Siechenhäusern unterzubringen. Bei der großen Zahl internierungsbedürftiger Geisteskranker genügten diese Maßnahmen jedoch bei weitem nicht. Eine Irrenzählung aus dem Jahre 1838 ergab die Zahl von 570 Behandlungsbedürftigen. Die Regierung entschloß sich deshalb 1850 zum Bau einer großangelegten, zweckmäßigen Anstalt auf dem Areal vor dem Schermenwald. Die Anstalt konnte 1855 mit 230 Betten bezogen werden. Die Waldau ist mit den andern ersten Irrenanstalten der Schweiz entstanden, und auch hier zeigten sich unsere bernischen Behörden auf der Höhe der Zeit. Schon bald war aber auch die Waldau zu klein. Es mußten 1895 der Neu-

bau von Münsingen und 1898 die Einrichtung einer jurassischen Irrenanstalt in den alten Klosterräumlichkeiten von Bellelay folgen. Noch immer war aber das Angebot an Irren größer als die Aufnahmefähigkeit der Anstalten, so daß 1910 bis 1913 mit dem Neubau der psychiatrischen Klinik südwestlich des großen Waldaukomplexes neuerdings eine Erweiterung geschaffen werden mußte.

Geburtshilfe und Frauenheilkunde

Eine lange Zeit ebenfalls vernachlässigtes Gebiet der Medizin stellte die Geburtshilfe und Frauenheilkunde dar. Wohl gab es in der Insel und im Burgerspital Notfallstuben für Wöchnerinnen, doch wurde durch die Unwissenheit der Hebammen und die Roheit der früheren Geburtshelfer viel Schaden angerichtet. Dies veranlaßte einen Dr. Venel zur Gründung einer Hebammenschule im damals noch bernischen Yverdon. Die Anstalt war bald sehr erfolgreich, so daß die Regierung auch in Bern unter der gleichen Leitung eine Hebammenschule einrichtete. Die Schule hatte ein wechselvolles Schicksal und scheint ihren Aufgaben nicht immer gerecht geworden zu sein. Die Gründung der Akademie führte dazu, daß an der medizinischen Fakultat durch den Professor für Chirurgie auch Geburtshilfe gelehrt wurde. Der Unterricht war jedoch fast ausschließlich theoretisch, so daß die Berner Ärzte für praktische Ausbildung fremde Universitäten aufsuchen mußten. Erst die Errichtung der Hochschule brachte hier grundlegende und befriedigende Änderungen. Sie führte zu einem eigenen selbständigen Lehrstuhl für Geburtshilfe. Die sämtlichen getrennten Institute, Hebammenschule und Entbindungsanstalt, Notfallstube des Inselspitals und geburtshilfliche Poliklinik wurden miteinander vereinigt und unter die einheitliche Leitung des Professors für Geburtshilfe an der Hochschule gestellt. Die bisherigen Räumlichkeiten erwiesen sich für den erweiterten Zweck als zu klein. Die akademische Entbindungsanstalt wurde deshalb im Jahre 1834 in einem Gebäude an der Brunngasse, das früher als Salzmagazin diente, untergebracht. Hier wurden fast ausschließlich Schwangere und Gebärende aufgenommen. Mit der Angliederung der Gynäkologie an das Lehrfach erwies sich das Gebäude zur Übernahme neuer Aufgaben zu klein. Im Jahre 1872 entstand eine eigene gynäkologische Klinik unter gleicher Leitung in einem Staatsgebäude an der Herrengasse; sie umfaßte bloß 12 Betten. Auch die Entbindungsanstalt erwies sich als unzulänglich. Die Räume waren zu klein, häufig mit Bodenbetten besetzt, schlecht zu lüften und zu reinigen. Absonderungsmöglichkeiten fehlten. Kein Wunder, daß die Ergebnisse bedenklich waren. Die Sterblichkeit der Gebärenden betrug 6—10 % (heute im Frauenspital Bern etwa 0,5 ‰!). Auf Vorstellung von Prof. Breisky sowie der ärztlichen Vereine entschloß man sich 1874 zum Neubau eines kantonalen Frauenspitals auf der großen Schanze, der unter der Direktion von Prof. Peter Müller 1876 bezogen werden konnte. Hier noch ein kleines Detail: Der Neubau war wohl mit Gas, jedoch nicht mit Wasser ausgerüstet — dafür hatte es ja im Hof einen guten laufenden Brunnen! Diesen

Bau der 70er Jahre finden wir noch im südlichen Haupttrakt des heutigen Frauenspitals. Schon in den 90er Jahren wurde das Spital wieder zu klein. Es fehlten ein richtiger Operationssaal und genügende Geburtsräume. Dies führte zur Errichtung eines nödlichen Mittelflügels; im Jahre 1913 wurde ein Absonderungsgebäude für 29 Betten erstellt, dem weitere Erweiterungsbauten in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts folgten.

Die Pharmazie

Wie zu allen Zeiten blieb die Arzneimittellehre weiterhin ein integrierender Teil der Medizin und begleitete diese auf ihrem Siegeszug. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde der Arzneischatz durch eine ungeheure Fülle von neuen wirksamen Substanzen bereichert: So entdeckte der englische Arzt Withering 1776 die Wirksamkeit des Fingerhuts (Digitalis) und führte ihn 1785 als heute noch wichtigstes Herzmittel in die Therapie ein. Ferner gelang im Anfang des 19. Jahrhunderts dem Apotheker Sertürner die Isolierung des wirksamen Morphiums aus dem Opium, womit er der Pharmazie grundsätzlich neue und äußerst erfolgreiche Wege eröffnete. Vorerst galt es nun Ordnung in die Menge neuer und alter Arzneimittel zu bringen. Man faßte die gebräuchlichsten Medikamente in eine öffentliche Sammlung, *Pharmacopöe* genannt, zusammen, ein Buch, das für die Tätigkeit jedes Apothekers verbindlichen Charakter besitzt. Ein Vorläufer ist die nicht amtliche Pharmacopoea Helvetica von Basel aus dem Jahre 1771, deren Vorrede von Albrecht von Haller stammt. Im Jahre 1852 erschien in Bern aus der Feder Carl Abraham Fueters, des Besitzers der Rebleutenapotheke, das «*Pharmacopoeae Bernensis Tentamen*», ein privates Arzneibuch. Es handelt sich um einen stattlichen Band von 860 Seiten, der auf die Anregung von Dr. med. Lutz, dem ersten eidgenössischen Oberfeldarzt, zurückging. 1875 kam dann die erste offizielle schweizerische Pharmacopöe zustande, die heute in ihrer 5. Auflage in Kraft steht, während die Einführung der 6. erwartet wird. Eine wesentliche Vereinfachung brachte seit 1870 die allgemeine Verwendung der Grammgewichte in der Rezeptur. Dies gibt uns Gelegenheit, uns kurz den alten bernischen — im Prinzip in ganz Europa gebräuchlichen — Medizinalgewichten zuzuwenden: Das Apotheker- oder Nürnbergerpfund (lb) entsprach rund $^2/_3$ des Handels- oder Eisenpfundes und wog 355,6 Gramm. Er zerfiel in 12 Unzen (℥), die Unze in 8 Drachmen (ʒ), die Drachme in 3 Scrupel (℈) und der Scrupel in 20 Gran (Gr). Somit war 1 Gran der 5760ste Teil eines Pfundes und entsprach 63 Milligramm.

Bereits in den Vorschriften Fueters finden sich Angaben für die Herstellung von Arzneien in einem größeren und zweckmäßigeren Betrieb. In der Tat wurde in der Arzneimittelzubereitung während der letzten hundert Jahre das Laboratorium des Apothekers mehr und mehr zugunsten der pharmazeutischen Industrie verlassen. In dieser Hinsicht stellte für Bern die Gründung der Firma *Dr. A. Wander* im Jahre 1865 einen bedeutsamen Schritt dar: Ursprünglich eine Fabrik diätetischer Präparate, ging das erfolgreiche Unternehmen im 20. Jahrhundert mehr und mehr

auf die Herstellung pharmazeutischer Präparate über. Arzneimittel aus der Officina Wander wie Alucol, Alcacyl, Vi-De, Thiornidil und Benzacyl können wir Ärzte uns gar nicht mehr wegdenken.

Nicht zu vergessen sei eine etwas besondere Richtung der medikamentösen Therapie, die *Homöopathie*. Von Hahnemann (1755—1843) erfunden, fand sie in Bern erfolgreichen Eingang durch den deutschen Arzt und Lehrer *Karl Krieger* (1817—1874), einen Mitbegründer des Schweizerischen Vereins homöopathischer Ärzte.

Die Zahnmedizin

Selbstverständlich hat man sich zu allen Zeiten mit Zahnkrankheiten befaßt und Zähne gezogen. Von eigentlicher Zahnheilkunde konnte jedoch erst gesprochen werden, als es möglich wurde, kariöse Zähne auszubohren und zu plombieren und fehlende Gebisse mit brauchbaren Prothesen zu ersetzen. Dieser Zweig der modernen Medizin wurde in erster Linie in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgebaut und von dorther maßgebend beeinflußt. Damit wurde einer Entwicklung vorgegriffen, der die übrige Medizin erst nach dem Zweiten Weltkrieg folgen sollte. Aus Amerika kam in den 70er Jahren die mit Fußantrieb versehene und somit erst wirklich brauchbare Zahn-Bohrmaschine. Schon dreißig Jahre vorher hatten der Amerikaner Goodyear und der Engländer Hancock im vulkanisierten Gummi ein ideales Material gefunden, das zusammen mit künstlichen Zähnen aus Porzellan die Grundlagen der modernen Prothetik schuf.

Ungefähr seit 1885 gab es in Bern die ersten eigentlichen Zahnärzte. Ihre Ausbildung bot anfänglich erhebliche Schwierigkeiten. Wohl bestand seit 1861 in Zürich eine Dozentur für Zahnheilkunde, doch gab es zahnärztliche Hochschulinstitute in der Schweiz erst zwanzig Jahre später, seit 1881 eines in Genf und seit 1895 eines in Zürich. Dagegen weisen die ersten eidgenössischen Vorschriften für die Medizinalprüfungen schon 1888 bereits Angaben für die Ausbildung und Prüfung von Zahnärzten auf. Es war aber noch üblich, nach bestandenem Schweizer Examen sich in Amerika fachtechnisch weiterzubilden und die amerikanische Zahnärzteprüfung abzulegen. Als «American Dentist» nahmen diese Zahnärzte dann ihre Tätigkeit in der Schweiz auf.

Als erster Vertreter seines Faches habilitierte sich 1907 der Zahnarzt Otto Schürch an der Berner Universität. Der Zahnarzt Oskar Müller schuf das zahnärztliche Institut der Hochschule. Er habilitierte sich 1915 für Zahnheilkunde und schloß 1917 der chirurgischen Klinik eine odontologische an, die er mit seinem eigenen Instrumentarium bediente. Von der Fakultät unterstützt, unterbreitete er 1920 der Unterrichtsdirektion den Plan einer zahnärztlichen Schule, der von der Regierung gebilligt wurde. 1921 konnte das erste zahnärztliche Institut, eingemietet in einem Privathaus am Kanonenweg, eröffnet werden. Es war auch hier ein bescheidener Anfang, so daß man glücklich war, 1954 das neue zahnärztliche Institut an der Freiburgstraße beziehen zu können.

Die Militärmedizin

Ein medizinisches Spezialgebiet stellt die Militärmedizin dar. Auch sie würde reichlich Stoff für medizingeschichtliche Betrachtungen liefern, die wir hier aber nicht weiter anstellen können. Eines Stadtberners möchte ich jedoch gedenken, der sich um das dornenvolle Gebiet des schweizerischen Militärsanitätswesens bleibende Verdienste erworben hat: *Karl Wilhelm Flügel* (1788—1857). 15 Jahre alt trat er in die Lehre beim Inselwundarzt Leuch, besuchte die Kurse am medizinischen Institut und wurde 1807 als Arzt und Wundarzt patentiert. Darauf studierte er an deutschen Universitäten, um sich 1810 vorerst in Le Locle niederzulassen. 1814 verlegte er seine Praxis nach Bern, wo ihm in der Folge eine Reihe öffentlicher Beamtungen zuteil wurde. In der kriegerischen napoleonischen Zeit und während der Grenzbesetzung 1815 hatte Flügel ausreichend Gelegenheit, sich mit militärärztlichen Problemen zu befassen und die großen Mängel des schweizerischen Militärsanitätswesens kennenzulernen. 1834 wurde er bernischer, 1835 durch Wahl der Tagsatzung eidgenössischer Oberfeldarzt. Als solcher verfaßte er eine Reihe von Reglementen und Dispositionen für den Sanitätsdienst und schuf die Stelle eines Armee-Apothekers. Die bedeutendste Tätigkeit brachte ihm im November 1847 der Sonderbundsfeldzug. Mit den dürftigen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln mußte er den Sanitätsdienst für die fast 100 000 Mann zählende eidgenössische Armee organisieren. Im Krieg spricht man immer von den Verwundeten. Es ist jedoch auch im Sonderbundskrieg interessant, anhand der Statistik Flügels festzustellen, daß während der Dauer der Kampfhandlungen in 16 Kantonalanstalten, 27 eidgenössischen Spitälern und 21 Spitälern der Ambulanzen 3500 Kranke und 256 Verwundete aufgenommen wurden, wovon 59 verstarben.

Flügel war, wenn nicht der Vater, so doch der Pate des schweizerischen Militärsanitätswesens, dem wir auch heute noch unsere Achtung nicht versagen wollen.

Die Seuchen und das Impfwesen im 19. Jahrhundert

Von den Seuchen, die während der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts Europa befielen, stand der *Typhus* an erster Stelle. Er verbreitete sich über den ganzen Kontinent und wütete ganz besonders während der Kriege von 1805—1835. Die Mannigfaltigkeit des «Nervenfiebers» entging den Ärzten zwar keineswegs, aber eine klare Trennung in einzelne Krankheitsbilder war noch unmöglich. Die Sterblichkeit betrug 25—50 % der Erkrankten. Viele, deren Kräfte der Krankheit widerstanden hätten, erlagen der Behandlung! Die drastischen Gaben von Abführmitteln, die unsinnigen Aderlässe oder die Verabfolgung großer Mengen von Alkoholika gaben vielen Schwerkranken den Rest.

Ebenso machtlos war man gegen die 1831 im Kanton Bern auftretende *Cholera* wie auch gegen die 1826 und 1831 mit besonderer Heftigkeit herrschenden *Pokkenepidemie*. Da das Inselspital nicht für ansteckende Krankheiten bestimmt und

eingerichtet war, wurde ein Haus in der Matte als Absonderungsspital eingerichtet. Dieses Spital bewährte sich glänzend; in rund fünf Monaten waren in diesem Notlazarett unter der ärztlichen Leitung von Dr. Wild 163 Pockenkranke verpflegt und behandelt worden, von denen bloß zehn starben — ein auch für heutige Verhältnisse außerordentlich günstiges Resultat. Dazu mag auch beigetragen haben, daß etwa 50 Prozent der Erkrankten vorher geimpft waren. Die immer wieder aufflackernde Pockenepidemie veranlaßte die Sanitätskommission zu einem zähen Kampf um die *Jennersche Pockenschutzimpfung*. 1798 bekanntgeworden, gelangte das Impfverfahren 1802 auch nach Bern, wo allerdings erst allmählich eine brauchbare Methode der Durchführung entwickelt wurde. Insbesondere mußte die anfänglich geübte Impfung durch Laien und Hebammen wieder abgestellt und das Impfen ausschließlich Ärzten übertragen werden. Trotz grundsätzlich günstiger Resultate der Impfung blieben die Ansichten von Impffreunden und Impfgegnern bis in unsere Zeit geteilt. Dem 1849 erlassenen Gesetz, das die obligatorische Impfung vorschrieb, konnte keine Nachachtung verschafft werden.

Häufig und besonders stark in den Jahren 1836 und 1837 wurde der Kanton Bern von *Ruhrepidemien* heimgesucht. Mit großer Heftigkeit wütete die Ruhr in den Amtsbezirken Konolfingen und Signau. Fast alle Ärzte suchten die Ursachen der Krankheit in atmosphärischen Einwirkungen. Die Sterblichkeit der Befallenen betrug rund ein Drittel, wobei die Todesfälle vor allem Kinder und Greise betrafen.

Die Tuberkulosebekämpfung

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf das Seuchen- und das Impfwesen einzugehen. *Eine* Infektionskrankheit muß jedoch erwähnt werden: die *Tuberkulose* — bis in die letzten Jahrzehnte eine Volksseuche. Ihre Bekämpfung stellte eine Hauptaufgabe der bernischen Sanitätsbehörden dar. Der Berner Arzt Dr. Georg Glaser in Münchenbuchsee benützte die 600- und 700-Jahr-Feiern von 1891 dazu, die Schaffung eines bleibenden Denkmals in Form einer Heilstätte für Tuberkulosekranke anzuregen. Sein Aufruf fiel auf fruchtbaren Boden; die öffentliche Geldsammlung legte den Grundstock für die Erstellung des *Sanatoriums Heiligenschwendi,* der ersten Tuberkulosen-Volksheilstätte Europas. Die Eröffnung erfolgte 1895 mit 44 Betten, die bis 1950 auf 300 vermehrt werden konnten. Es folgten in der Tuberkulosebekämpfung eine ganze Reihe systematischer, sich ergänzender Maßnahmen, die beim heutigen Stand der Medizin zwar die Tuberkulose nicht ausrotten, jedoch sehr viel von ihrem Schrecken bannen konnten.

Die Stadt- und Landspitäler

Nach dem nun schon 80 Jahre zurückliegenden Neubau des *Inselspitals* wurde seither infolge des riesigen Anwachsens der Bevölkerung sowie der Ausweitung

der medizinischen Sachgebiete eine ständige Erweiterung der Anstalt notwendig. Verfügte die Insel vor 1884 über 320 Krankenbetten, so waren diese insbesondere durch den Bau des Loryspitales und des Anna-Seiler-Hauses auf 1078 im Jahre 1957 angewachsen. In der Volksabstimmung vom 8. Juni 1958 wurde ein erneuter, äußerst großzügiger Ausbau der Kliniken beschlossen, wobei die Zahl der klinischen Betten von bisher 658 auf 991 erhöht werden soll.

Nach der Mitte des letzten Jahrhunderts kam Bern durch ein Legat des Eisenhändlers Georges Emanuel Ziegler, gestorben 1867, zu einem weiteren öffentlichen Spital, nämlich dem *Zieglerspital,* und kurz vor dem Ersten Weltkrieg erstellte die Einwohnergemeinde in der Tiefenau eine eigene städtische Krankenanstalt. Bern begnügte sich jedoch nicht mit den öffentlichen Spitälern; der Aufschwung von Chirurgie und Gynäkologie begünstigte die Gründung von Privatspitälern, ohne die heute eine Spitalbehandlung des Mittelstandes undenkbar wäre. Es folgten der Errichtung des Diakonissenspitals Salem im Jahre 1844 durch Frau Sophie Daendliker-von Wurstemberger weitere Spitalunternehmungen: Das Rotkreuzspital Lindenhof 1899, das Viktoriaspital 1907, das soeben neuerstellte Engeriedspital und später das Beau-Site und der Sonnenhof. Die Spitäler der Stadt Bern weisen heute inklusive Insel und Frauenspital, aber ohne Waldau, einen Bestand von über 2500 Patientenbetten auf, wovon 780 auf die privaten Krankenanstalten entfallen.

Ich möchte nicht verfehlen, den enormen Leistungen der bernischen *Diakonissen* im Dienste der Krankenpflege im In- und Auslande die verdiente Anerkennung zu zollen. Mit größtem Bedauern müssen wir heute feststellen, daß ihre Unternehmen mehr und mehr Opfer der Hochkonjunktur werden, indem — wie in der gesamten Krankenpflege — der nötige Nachwuchs an Personal völlig ungenügend ist.

Besonderer Erwähnung bedarf auch das Kantonal-bernische *Säuglings- und Mütterheim* in der Elfenau. Die fachgemäße Spitalbehandlung der Säuglinge war zur dringenden Notwendigkeit geworden, war doch die Säuglingssterblichkeit bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine fürchterliche. So stellte man in deutschen Anstalten der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts eine Sterblichkeit von 93 % der kranken und 70 % der gesunden Säuglinge fest! Die Berichte Prof. Demmes zeugen auch für Bern von ähnlichen Verhältnissen. So war es eine äußerst segensreiche Tat, als 1915 mit bloß Fr. 23 000.— Kapital in Bern ein spezielles Heim für Säuglinge und uneheliche Mütter gegründet werden konnte, dem später eine Schule für Kinderpflegerinnen angeschlossen wurde. Zuerst in einem Haus im Rabbenthal installiert, durfte es 1930 einen modernen, zweckmäßigen Neubau in der Elfenau beziehen.

Ein hübsches juristisches Detail stellt die Überführung des Kinderspitales an den Kanton Bern dar: Wie wir schon sahen, verbot die Stiftung von Fräulein Julie von Jenner aus dem Jahre 1860 den «Mißbrauch» ihres Spitales zu Hochschulzwecken. Sie verfügte, daß für diesen Fall die Stiftung dahinfalle und dem Burgerspital übertragen werden sollte. 1960 war es dann so weit: Das Jennerspital war unbestreitbar zur Kinderklinik geworden, somit fiel es an das Burgerspital. Dasselbe

schlug die Erbschaft aus, und man verkaufte das Jennerspital als Kinderklinik an den Kanton um fünf Millionen Franken. Dieser Betrag stellt nun wieder eine Julie-von-Jenner-Stiftung dar, deren Ertrag der Spitalbehandlung kranker Kinder zukommt.

Aber auch auf dem Lande setzte eine rege Tätigkeit im Bau von *Bezirksspitälern* ein: Diese gehen zurück auf die sogenannten *Notfallstuben*, wie sie zu Beginn des letzten Jahrhunderts zuerst in Pruntrut und Interlaken und andern Orten mit 3 bis 10 Betten entstanden. Die Behörden begünstigten mit Subventionen weitere solche Krankenstuben, und es ist recht ergötzlich nachzulesen, welch detaillierte Angaben ein kantonales Reglement von 1849 für die Ausrüstung vorschreibt. Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte sich die große Anzahl bernischer Landspitäler, die heute auf zum Teil sehr hoher Stufe stehen; ich denke an Interlaken, Biel, Langenthal und andere mehr. Ein besonderes Kränzlein sei dem *Spital Biel* gewunden. Es entstand wie die übrigen Landspitäler aus einer kantonalen Notfallstube, wo in ungenügenden Räumen Dr. Karl Neuhaus, der Sohn des Alt-Schultheißen, 1866 die zwei ersten erfolgreichen Eierstockoperationen in der Schweiz ausführte. Im gleichen Jahr konnte das neue Spital, der erste moderne Spitalbau im Kanton, bezogen werden.

Diesem ersten Bezirksspital folgten eine stattliche Reihe weiterer Bezirkskrankenanstalten, so daß der Kanton Bern heute über 31 Bezirksspitäler mit insgesamt über 4500 Krankenbetten verfügt.

Über den heutigen Stand der Dinge im bernischen Spitalwesen und über die Zukunftsperspektiven orientiert ein Bericht der Direktion des Gesundheitswesens über die Spitalplanung im Kanton Bern in umfassender Weise.

Die Sanitätsordnungen

Über die staatlichen Ordnungen des Medizinalwesens muß ich mich sehr kurz fassen. Es darf festgestellt werden, daß der Rat von Bern von Anbeginn an demselben dauernd die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und das jeweils Notwendige und Mögliche verfügt hat, wie wir bereits mehrmals gesehen haben. War es früher die Vennerkammer, die sich mit Medizinalfragen befaßt hatte, so wurde diese Aufgabe 1709 einer aus sechs Mitgliedern bestehenden Sanitätskommission übertragen, die sich 1722 zum Sanitätsrat mit acht Mitgliedern erweiterte. Diese wurde die eigentliche Gesundheitsbehörde der Republik, der für die technischen Fragen das Collegium Insulanum als Fachgremium zur Seite stand. Dasselbe bestand aus den vier Stadtärzten und den drei Wundärzten des Inselspitales. Im demokratischen Bern gab es zuerst im Departement des Innern eine Abteilung für Sanitätswesen, die später zu einer eigenen Sanitäts-, jetzt Gesundheitsdirektion erhoben wurde. Diese wird heute vom Sanitätskollegium beraten unter dem Präsidium des Professors für gerichtliche Medizin.

Die Regierungserlasse des 19. Jahrhunderts betrafen vornehmlich die kantonalen Prüfungsordnungen, 1849 ein Pockenimpfgesetz mit Obligatorium, bis 1865 das noch heute geltende Medizinalgesetz zustande kam. Neue Bedeutung erhielten die Kantonsregierungen dadurch, daß ihnen durch das eidgenössische Kranken- und Unfallversicherungsgesetz von 1911 mit Revision von 1964 die Oberhoheit über das Krankenkassenwesen überbunden wurde. Dies erklärt die ganz unterschiedlichen Krankenkassenverhältnisse von Kanton zu Kanton, wobei wir im Rahmen des Gegebenen die Zustände in Bern als relativ sehr gut geordnet bezeichnen dürfen.

Seit Erlaß des Medizinalgesetzes von 1865 hat sich allerhand geändert: Die neue Medizin trug ihre Früchte, was in der ungeheuren Verschiebung im Altersaufbau unseres Volkes seinen statistischen Ausdruck findet: Betrug die Lebenserwartung eines Neugeborenen 1880 rund 44, so stieg sie bis heute auf 73 Jahre, also um ganze 66 %! — Verbunden mit einer Zunahme der Gesamtbevölkerung seit 1870 um 78 %. Eines der dringendsten Probleme, die von der Öffentlichkeit gelöst werden müssen, liegt in der Bewältigung der ständig anwachsenden Zahl von pflegebedürftigen greisen Dauerkranken. Hier liegen die Aufgaben nicht mehr im medizinischen, sondern im sozialen Bereich.

Der Ärztestand und das Krankenkassen- und Versicherungswesen

Werfen wir einen Blick auf den Ärztestand. Unter dem Eindruck der sich ständig erweiternden medizinischen Erkenntnisse, geschult an einer materiell zwar bescheidenen, aber geistig hochstehenden Fakultät wuchs in Bern eine leistungsfähige Ärzteschaft heran, deren Tätigkeit in der Bevölkerung dankbare Anerkennung fand. Wenn wir ihre Ausbildung verfolgen, so sehen wir, daß sich die meisten Ärzte nicht mit dem Studium in Bern begnügten; vielmehr war es üblich, seine Kenntnisse während Auslandsemestern in Paris und an den verschiedenen deutschen Universitäten zu erweitern. Entsprechend der Ausweitung der medizinischen Kenntnisse folgte im 20. Jahrhundert eine Aufteilung der medizinischen Tätigkeit in Spezialgebiete. Diese Entwicklung stellt ein Problem dar, das uns Ärzten größte Schwierigkeiten bereitet: Jedes spezialisierte Fachwissen bedeutet Einseitigkeit und widerspricht der Tatsache, daß der Patient eine unteilbare Einheit darstellt und speziell bei intern-medizinischen Erkrankungen eine umfassende Kenntnis von seiten des Arztes erfordert. Dazu kommt die Erscheinung, daß ein hoher Prozentsatz von Beschwerden nicht organischer, sondern seelisch bedingter Natur ist und sich somit auch der raffiniertesten naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode entzieht.

Mit dem fortschreitenden 19. und 20. Jahrhundert sollten sich der Ärzteschaft nicht nur medizinische, sondern auch ganz andere Probleme stellen: Die Auseinandersetzung mit dem Krankenkassen- und Versicherungswesen. Waren im letzten Jahrhundert der Besitz des Inselspitals und die Hochschule heiße politische

Eisen, so wurde es zu unserer Zeit die Krankenversicherung. Hier stehen wir Ärzte einem Gebilde mit zwei Köpfen gegenüber: Das freundliche Gesicht zeigt die absolut soziale Notwendigkeit einer Kranken- und Unfallversicherung, aus der der Ärztestand selbst größten Nutzen zieht und die auch für den minderbemittelten Kranken die Anwendung moderner diagnostischer und therapeutischer Mittel erlaubt. Das uns Ärzten unfreundliche Gesicht bringt uns eine schwere Last ungeheurer zum Teil völlig sinnloser administrativer Arbeit — der Arzt wird zum papierverarbeitenden Schreiber, dessen Beschäftigung am Kranken zugunsten seiner Tätigkeit am Schreibtisch eingeschränkt wird — ein Zustand, der einen davon abhalten könnte, Medizin zu studieren. Dazu kommt die Gefährdung des freien ärztlichen Berufstandes nicht nur durch die Kassen, sondern auch durch die Ausweitung des staatlichen Eingreifens andererseits. In Bern dürfen wir uns aber auch in dieser Hinsicht nicht allzu sehr beklagen: In den Verhandlungen mit den Krankenkassen gab die 1870 gegründete, der Ärzteschaft recht wohlgesinnte Krankenkasse für den Kanton Bern stets den Ton an, so daß wir uns bisher im Gegensatz zu andern Kantonen eines grundsätzlich guten Verhältnisses zwischen Kassen und Ärzten erfreuen durften. Hoffen wir, daß dies auch in Zukunft so bleiben wird; denn nur ein freier Arzt kann ein guter Arzt sein.

LITERATURHINWEISE

Wenn wir in der Literatur zur Medizingeschichte Umschau halten, stellen wir mit Genugtuung fest, daß in Bern in dieser Sparte schon ganz Beträchtliches geleistet worden ist. Größte Verdienste hat sich hierin der frühere Ordinarius für Anatomie, Professor Erich Hintzsche, erworben. Seit Jahrzehnten befaßt er sich mit medizingeschichtlichen Fragen Berns, mit Albrecht von Haller und Fabricius Hildanus. Er hat in der Anatomie eine reichhaltige medizinhistorische Bibliothek aufgebaut. Sie dürfte zum Grundstock eines in Bern im Aufbau begriffenen medizingeschichtlichen Institutes werden. Unter dem Titel «Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften» hat Professor Hintzsche persönlich oder durch seine Schüler eine Reihe wichtiger Arbeiten erscheinen lassen, so über die Wundärzte, die Stadtärzte, das medizinische Institut und anderes mehr.

Im weitern stellen die ausgezeichneten Darstellungen über die bernischen Spitäler medizingeschichtliche Fundgruben dar: Die «Geschichte des Burgerspitals» von Hans Morgenthaler von 1945 und «600 Jahre Inselspital» von Hermann Rennefahrt und Erich Hintzsche, 1954.

Die Geschichte von Akademie und Universität findet sich bei Haag und bei Feller. Die Psychiater Walter Morgenthaler und Jakob Wyrsch beschrieben das Irrenwesen und die Geschichte der Waldau. Medizinhistorische Angaben finden sich aber auch in von Rodts «Bern im 13.—19. Jahrhundert», in Fellers «Geschichte Berns», im «Berner Taschenbuch», in den «Blättern für bernische Geschichte,

Kunst und Altertumskunde» und in der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde».

Die Literatur von und über Albrecht von Haller zu kennen, wäre allein ein Lebenswerk. An dieser Stelle ist es nicht möglich, darüber weiter auszuholen.

Ärztebiographien finden sich ferner in den verschiedensten Quellen, so in der Sammlung bernischer Biographien und in der Festschrift Professor Wilhelm Lindts zur Jahrhundertfeier der Ärztegesellschaft im Jahre 1909. Über Theodor Kocher liegt ein Heimatbuch aus der Feder Edgar Bonjours vor, und Micheli Schüppach wurde im «Burgdorfer Jahrbuch» von 1965 bearbeitet. — Hervorgehoben sei die medizinhistorische Tätigkeit des Berner Gynäkologen Prof. Carl Müller, der mit seinem Hauptwerk «Jeremias Gotthelf und die Ärzte» in fesselnder Art die Hintergründe zur Entstehung von «Anne Bäbi Jowäger» aufzeigt.

Nicht vergessen sei auch das Buch Walter Müris, des früheren Griechischlehrers am städtischen Gymnasium, mit dem Titel «Der Arzt im Altertum», das uns anhand übersetzter antiker Texte in die medizinische Welt Griechenlands einführt.

Ebenfalls erwähnenswert ist, daß in Bern schon die Herren Walter von Rodt und Alfred Schmid als Privatdozenten für Geschichte der Medizin tätig waren. Wir sehen somit, daß dieses Fachgebiet an unserer Universität bereits früher Vertreter gefunden hat.

Was uns vor allem fehlt, ist eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung des bernischen Medizinalwesens. Eine Grundlage dafür dürfte der 1968 oder 1969 erscheinende 10. Band der «Rechtsquellen der Stadt Bern» bieten, indem hier in den Abschnitten «Heilkundige Personen» und «Spitäler und Gesundheitswesen» die Quellen zur Geschichte des bernischen Medizinal- und Spitalwesens vom 15. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert veröffentlicht werden. Hoffen wir, daß anhand dieser Quellenpublikation die umfassende bernische Medizinalgeschichte einmal geschrieben wird, hoffen wir aber auch, daß unsere bernische Medizin würdig bleibt, dereinst beschrieben zu werden. Geschichte der Vergangenheit kann nicht Selbstzweck sein; sie dient als Ausgang für den Blick in die Zukunft.

Wir lassen hier eine kurze Übersicht über die wichtigste Literatur zur bernischen Medizinalgeschichte folgen:

Asher, Leon: Albrcht von Hallers Bedeutung in der Biologie der Gegenwart, Bern 1902.
Beer, Rüdiger Robert: Der große Haller. Säckingen 1947.
Sammlung *Bernischer Biographien,* 5 Bände, Hgg. vom Historischen Verin des Kantons Bern. Bern 1884—1906.
Bonjour, Edgar: Theodor Kocher. Berner Heimatbücher Nr. 40/41.
Burgergemeinde Bern: Verwaltungsbericht 1960—1962.
Daendliker, J. F.: Glaubenswerke der Frauen von Bern (Diakonissenhaus Bern). o. O. Neudruck 1946.
Diepgen, Paul: Geschichte der Medizin. Berlin 1949—1955.
Dekret betreffend Ablösung der Irrenanstalt Waldau von der Insel- und Außerkrankenhauskorporation, 30. 1. 1883.
Dekret über die Organisation der kantonalen Irrenanstalten Waldau und Münsingen, 9. 10. 1894.
Dekret über die Errichtung und Organisation der kantonalen Irrenanstalt Bellelay, 4. 3. 1898.
Dubs, Oberstlt.: Der Sanitätsdienst im Sonderbundskrieg. Separatum aus der Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. o. J.
Egger, Paul: Die Krankenkasse für den Kanton Bern. Festschrift zum 50jährigen Bestehen 1920.

Fabry von Hilden, Wilhelm: Vom heißen und kalten Brand 1603. Herausgegeben von Erich Hintzsche. Bern 1965.
Feller, Richard: Die Universität Bern 1834—1934. Bern 1935.
— Geschichte Berns. Bern 1946—1960.
Fischer, Hans: Dr. med. Joh. Rudolf Schneider. Bern 1963.
Gart, Peter: Joh. Ludwig Hommel. Bern 1958.
Guggisberg, Hans: Das kantonale Frauenspital Bern. Küßnacht am Rigi, o. J. (um 1927).
Haag, Friedrich: Die hohen Schulen zu Bern. Bern 1903.
Heinemann, Franz: Die Zunft der Barbiere und Schärer. Berner Taschenbuch 1900, 76 ff.
Hintzsche, Erich: Die Geschichte der anatomischen Arbeit in Bern. Bern 1942.
— Alfred Schmid. Bern 1946.
— Über medizinischen Unterricht im alten Bern. Bern 1951.
— Gabriel Gustav Valentin. Bern 1953.
— Briefwechsel Albrecht von Hallers und Ignazio Somis 1754—1777. Bern 1965.
Hintzsche, Erich, und *Rennefahrt,* Hermann: 600 Jahre Inselspital. Bern 1954.
Hofer, Paul: Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Bern. Band I, Bern 1952.
Ischer, Rudolf: Johann Georg Zimmermann, Leben und Werk. Bern 1893.
Jaussi, Ruth: Das medizinische Institut in Bern 1797—1805. Bern 1944.
Jourdan, F.: Der Oberfeldarzt des Sonderbundskrieges, Oberst Flügel. Vierteljahresschrift für schweiz. Sanitätsoffiziere 1964.
Kipfer, R.: 25 Jahre bernische Liga gegen die Tuberkulose. Jahresbricht 1955.
Lindt, Wilhelm: 100 Jahre medizinisch-chirurgische Gesellschaft des Kantons Bern. Bern 1909.
Lutz, A.: 100 Jahre Schweizer Pharmakopöe. Jubiläumsreferat im Schweiz. Apothekerverein. Pharmazeutisches Informationszentrum der Schweizer Apotheker. Mitteilung Nr. 3/65.
Meyer-Salzmann, Martha: Michel Schüppach. Burgdorfer Jahrbuch 1965.
— Volksmedizin im 18. Jahrhundert. Berner Zeitschrift 1960.
Morgenthaler, Hans: Geschichte des Burgerspitals der Stadt Bern. Bern 1945.
Morgenthaler, Walter: Bernisches Irrenwesen von den Anfängen bis zur Eröffnung des Tollhauses 1749. Bern 1915.
Müller, Carl: Aus der Gründungszeit der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern. Schweizerische Ärztezeitung, 9. Oktober 1959.
— Die Notfallstube, a. a. O.
— Die Seuchen und das Impfwesen vor 150 Jahren, a. a. O.
— Jeremias Gotthelf und die Ärzte. Bern 1963.
de Quervain, Fritz: Der Weg der Chirurgie vom Handwerk zur Wissenschaft. Rektoratsrede 1935.
von Rodt, Eduard: Bern im 13.—19. Jahrhundert. 6 Bände, Bern 1898—1907.
Reglementarische Bestimmungen über die Bezirkskrankenanstalten, 1849.
40 Jahre Rotkreuz-Anstalten für Krankenpflege Lindenhof in Bern. Bern 1939.
Sahli, Hermann: Selbstdarstellung in «Die Medizin der Gegenwart». Leipzig 1925.
— Ludwig Lichtheim zum 70. Geburtstag. Deutsche medizinische Wochenschrift Nr. 49, 1915.
Schär, Rita: Albrecht von Hallers neue anatomisch-physiologischen Befunde. Bern 1958.
Scheidegger, W., und *Jendly,* M.: «Die noch bestehenden Apotheken des Kantons Bern» in W. Juker: 100 Jahre Apothekerverein des Kantons Bern. 1961.
Schmid, A.: Ein wertvoller medizinischer Sammelband. Bern 1930.
— Über alte Kräuterbücher. Bern 1939.
Schneebeli, M.: Handwerkliche Wundarzneikunst im alten Bern. Bern 1949.
Sigerist, H.: Große Ärzte. München 1931.
Studer, B.: Beiträge zur Geschiche der stadtbernischen Apotheken. Bern 1895.
Thurnheer, Yvonne: Die Stadtärzte und ihr Amt im alten Bern. Bern 1944.
Tobler, W.: Geschichte der Stiftung kantonal-bernisches Säuglings- und Mütterheim. Bern 1965.
Dr. A. Wander AG: Festgabe 1940.
— Die Entwicklung eines Unternehmens. 1965.
Wenger — Looser — Walther: 75 Jahre Krankenkasse für den Kanton Bern. 1945.
Wyrsch, Jakob: 100 Jahre Waldau. Bern 1955.
Zesiger, Alfred: Die Pest in Bern. Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde XIV 1918.

Weitere Spezialliteratur gibt E. Hintzsche im Band «600 Jahre Inselspital», S. 524 ff.